

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1884

174 (24.7.1884)

Beilage zu Nr. 174 der Karlsruher Zeitung.

Donnerstag, 24. Juli 1884.

Walvischbai und Angra Pequenna.

Wir haben bereits der Forderung bei Karl Winter in Heidelberg erschienenen Schrift des früheren Missionärs Hrn. C. S. Böttner Erwähnung gethan, welche den Titel trägt: „Das Hinterland von Walvischbai und Angra Pequenna.“ Der Hauptzweck des Schriftchens dürfte darin bestehen, nachzuweisen, daß wenn in diesen Ländern ein Volk durch civilisatorische Arbeit sich ein Besitzrecht erworben hat, dies nur das deutsche ist. Freilich ist dieser Besitztitel, wo er mit anderen kollidirt, kein unanfechtbarer. Das formelle Recht leitet sich oftmals aus ganz anderen Quellen her. Moralisch betrachtet haben die Engländer nach der Darstellung des Hrn. Böttner es wenig verdient, wenigstens auf die Walvischbai und des Hinterlandes derselben Besitzansprüche zu erheben.

Den Anstoß zur Besitzergreifung der Walvischbai gab die von Lord Beaconsfield betriebene Eroberungspolitik. Als eine größere Anzahl Transvaalboeren, welche von der englischen Herrschaft durchaus nichts wissen wollten, sich entschlossen, quer durch Afrika, von der Ost- nach der Westküste, d. h. eben nach Damaraland, von dessen guten Weiden für Rindvieh und Schafe sie Kunde erhalten hatten, auszuwandern, da begann man am Kap und in England zu fürchten, daß die Boeren in Südwest-Afrika einen freien Bauernstaat bilden könnten mit freiem Zugang zur See. Die Kaufleute am Kap waren ohnehin der Freiheit der Walvischbai gram, da man begonnen hatte, Waaren von Europa direkt nach der Walvischbai mit Umgehung der Balle am Kap zu importieren, und so suchte man nach einem Vorwande zur Annexion des Landes. Die Hauptlinge der Herero und Namaqua, welche in häufigen Streite lagen, hatten früher öfters in allerlei Angelegenheiten an die Kapregierung geschrieben, und da sich nun auch Briefe von dem mächtigsten Hauptlinge, Kamaharero, mit Klagen über die Europäer in dem Archiv der Kapregierung vorfanden, so wurden diese flugs als Bitten um englische Protektion dargestellt, zumal sich auch ein Brief des genannten Hauptlings vorfand, welcher mit einem Hinweis auf die reichen Hülsquellen des Landes die Kapregierung direkt bat, auch Damaraland unter ihren schützenden Flügel zu nehmen. Dieser Brief war aber nicht im Auftrage Kamaharero's, sondern von einem Herero namens Saul Shepherd verfaßt, welcher in seiner Jugend von einem englischen Entdeckungsfreisenden, Kapitän Alexander, als Sklave gekauft, nach Europa mitgenommen und dann freigelassen worden war. Derselbe hoffte für sich auf besondere Vortheile, wenn englische Beamte ins Land kämen, und obgleich Shepherd, welcher vielleicht von einigen englischen Händlern, denen die Deutschen und Schweden im Lande schon lange unbehagen waren, angepöbelte war, in öffentlicher Volksversammlung der Herero und in Gegenwart mehrerer deutscher Missionäre erklärt hatte, daß er den betreffenden Brief ohne Auftrag geschrieben habe, die Fiktion als zweifellos war, betrachteten die Engländer ihn doch als echt.

Das Parlament der Kapkolonie bewilligte eine größere Summe für die Ausfindung einiger Spezialkommissionen zu den Eingeborenen nördlich vom Dranjefluß und so landete denn als ein solcher Kommissar Coates Palgrave im Jahre 1876 in Walvischbai. Durch Freundschaft und Zurückhaltung mußte er das Mißtrauen der Eingeborenen, von denen niemand die englische Herrschaft wünschte, zu verschleichen und durch den oben genannten Shepherd und dessen Freund Lewis, einen englischen Händler, die Herero-Kapitane deartig zu bearbeiten, daß sie eines Tages zur Uebergabe aller Nichteingeweihten dem Mr. Palgrave eine Schrift vorlegten, in welcher sie die englische Regierung feierlich baten, die Protektion von Damaraland zu übernehmen. Wenn England sie gegen ihre Feinde, wie z. B. die Hottentoten und Boeren schützen würde, so versprachen sie 2/3 des von ihnen als Damaraland bezeichneten Gebietes der englischen Regierung als Kroneigentum zu übergeben. Dazu gehörten die ganze Seeküste und alle Kupferlager. Auch versprachen sie, in Streitigkeiten mit den Europäern sich der britischen Jurisdiction zu unterwerfen. Diese Petition war in englischer Sprache verfaßt, welche kein Herero genügend verstand, um ihren Inhalt genau zu würdigen. Palgrave aber war mit den Unterschriften der Oberkapitane nicht zufrieden, sondern er ging noch in die Landeshauptstadt Okahandja und ließ dort Groß und Klein ihre Kreuze oder wenn sie schreiben gelernt hatten, ihre Namen unter das Schriftstück setzen. Dasselbe Manöver wurde dann bei den Namaqua ausgeführt, wobei Palgrave die beiden Volksstämme tüchtig gegeneinander zu hetzen verstand, so daß die Händler schließlich nur in der englischen Oberhoheit eine Rettung sahen. Obgleich die großen Waarenhäuser 500 M., die kleineren 200 M. und die hausfremden Händler 100 M. pro Jahr zahlten, rührte

Mr. Palgrave doch keinen Finger, um den Räubereien Einhalt zu thun.

Unterdessen ging der Krieg gegen die Zulus los, die Kapkolonie gerieth in Händel mit den Kaffern und Basutos, so daß Hilfe weder von England noch von der Kapkolonie zu erwarten war. Es erschien zwar ein englisches Kriegsschiff in Walvischbai, eine englische Fahne wurde aufgehißt und das Land 15 englische Meilen im Umkreise von Walvischbai für englisches Eigenthum erklärt — allein von dem Schriftstück wegen Herstellung einer englischen Schutzherrschaft über Damaraland war auf beiden Seiten nicht mehr die Rede. Die Kapregierung beschränkte überdies die Einfuhr von Gewehren und Munition, so daß Hereros und Hottentoten gleich unzufrieden wurden. Das Ziel der englischen Politik war, keine Ordnung im Lande aufkommen zu lassen und so die Europäer, vor allem die Deutschen, Händler wie Missionäre, zur Räumung des Landes zu zwingen. In der Walvischbai fungierte als englischer „Magistrate“ ein pensionirter Major, der aber, als der Verwalter der Pächter der Mission, ein ehemaliger Bremer Steuermann Namens Koch, die Bestrafung eines bei einem Einbruch ertappten Hottentoten verlangte, den Kläger auslachte, und ihm erklärte, er selbst sei Schuld, da die betreffenden Kammerfenster, welche der Dieb eingeschlagen, so leicht zu erbrechen gewesen seien. Zu Koch brauchte nun das Seemannsblut auf, er läuft in sein Haus, holt die deutsche Fahne heraus, zieht sie auf, läßt den Dieb an den Flaggenstock bringen und ihm in landesüblicher Weise „fünfundsanzig“ im Namen des Deutschen Reiches aufzählen. Darob entspann sich eine lange Korrespondenz zwischen dem Major und dem Missionär Böttner und das Ende war, daß letzterer offiziell erklärte, dergleichen werde künftig nicht mehr vorkommen und es sollten an der Walvischbai Konstabler stationirt werden. Natürlich geschah nichts von alledem und nachdem auch der Major bald darauf abberufen worden war, hat überhaupt kein englischer Beamter mehr befristet in Walvischbai gelebt. Palgrave erklärte stets, dieselbe sei von der britischen Krone, nicht von der Kapkolonie angeteilt und auf zahlreiche Reklamationen der Deutschen gegen Räubereien der Hottentoten und Bagdamara erklärte Mr. Palgrave schließlich: „Kamaharero und die eingeborenen Fürsten sind vollständig unabhängig und wir haben keine Macht über sie. Wir selbst sind nichts als bloße Konsularbeamte, die berichten und berathen können, aber Macht dürfen wir nicht ausüben.“ Auf das Drängen der Deutschen, doch endlich offen zu erklären, daß es ihm und seiner Regierung unendlich sei, etwas zur Verbilligung von Damaraland zu thun, antwortete Palgrave ausweichend. Böttner berichtete über dieses die Deutschen schädigende Verhalten der englischen Beamten an das deutsche Konsulat in Kapstadt und bat auch die Zeitung der Rheinischen Missionsgesellschaft, Vorstellungen in Berlin zu erheben. Als er im Mai 1880 das Land verließ, begegnete er in der Walvischbai einem englischen Kanonenboot, welches Depeschen brachte, in denen die englischen Beamten angewiesen wurden, nicht nur das Land zu verlassen, sondern auch die bereits seit zwei Jahren erhobenen Steuern zurückzugeben. Das waren die erfreulichen Folgen des Sturzes der Regierung des Lord Beaconsfield. Wenn das liberale Ministerium jetzt wieder die Geltendmachung früherer angeblicher Rechte gestattet, so geschieht es eben nur auf Drängen der Kapkolonie.

Was nun das Land selbst betrifft, so entspricht die Schilderung desselben im Ganzen denjenigen Darstellungen, welche wir bereits über Angra Pequenna gebracht haben. Die Länge der Küste zwischen dem Dranjefluß, der Nordgrenze der englischen Besitzungen in Südafrika und Mossamedes, der südlichsten Station der portugiesischen Besitzungen in Nieder-Guinea, entspricht etwa der Länge der Ostküste des Deutschen Reiches. Das Land hebt sich rasch nach dem Innern bis zu einer Höhe von 1300 Meter und erreicht in dem Centrum dieser Höhenlinie, dem Dmatato und dem Awasgebirge, nahezu 3000 Meter in einer Entfernung von 210 bis 245 Kilometer von dem Ocean. Der beste Hafen ist Walvischbai, nach ihm Angra Pequenna. In der Lagune der Walvischbai haben die deutschen Missionäre schon vor 25 Jahren einen Sandbühl aufgeschüttet, auf welchem die Hochfluth die dort erbauten Pächthäuser nicht mehr erreichen kann. Wie in Angra Pequenna fehlt es aber auch hier an allem guten Trinkwasser und man muß mehrere Stunden weit von der Küste durch die Sanddünen waten, bis man die ersten Brunnen trifft, welche noch dazu bitteres, bradiges Wasser liefern, das ohne die äußerste Noth von niemanden als Trinkwasser gebraucht werden dürfte. Die Europäer in Walvischbai müssen sich das Trinkwasser aus Kapstadt kommen lassen. Doch ließen sich vielleicht Apparate zur Kondensation des Wassers mit Benutzung der Sonnenhitze aufstellen, denn an der ganzen Küste vom Dranjeflusse bis nach

Mossamedes regnet es niemals. Erst 50 Kilometer von der Küste entfernt regnet es durchschnittlich einmal im Jahre, 100 Kilometer weit zwei- bis dreimal und 200 Kilometer entfernt sieben- bis achtmal, je weiter, desto mehr. Dabei fällt der Regen meist in Wolkenbrüchen, welche in den trockenen Flußbetten — den gewöhnlichen Fahrstraßen! — Menschen und Vieh bedrohen. Die Kosten und Schwierigkeiten des Transports sind ebenso groß wie bei dem Hinterlande von Angra Pequenna und verweisen wir diejenigen, welche sich für die diesbezüglichen Einzelheiten interessieren, auf das Buch Böttner's. Das Innere von Namaqualand und Damaraland ist für die Viehzucht sehr geeignet und der Reichthum wie der Stolz der Eingeborenen sind ihre großen Heerden. Raam 1 1/2 Jahre alt, fangen die Kühe an zu kalben und bringen dann alle Jahre ein Kalb, oft auch Zwillinge. Das Kleinvieh, Schafe und Ziegen, kommt zweimal im Jahre, fast zur Hälfte mit zwei, oft auch mit drei Lämmern. Eine Wartung ist kaum nöthig. In den Bergen von Damaraland liegen ungeheure Massen von reichhaltigem Kupfererz fast offen zu Tage, allein die „Walvischbay copper mining company“, welche sich Mitte der fünfziger Jahre zur Ausbeutung der Kupferminen bildete, hat ebensovienig Glück gehabt; wie die Rheinische Missionsgesellschaft, welche zugleich Handelsgeschäfte treiben wollte und vor einigen Jahren liquidiren mußte. Die in Damaraland gegründete Aftiengesellschaft arbeitete zuerst mit 180,000 und dann mit 708,000 M. Grundkapital. Der Verfasser beklagt es auf das Bitterste, daß die Leiter der Rheinischen Mission niemals das Bedürfnis empfunden haben, sich selbst an Ort und Stelle von den Zuständen und Bedürfnissen der Mission zu überzeugen — welchen Fehler Herr Lüderik vermieden hat, da er bereits mehrmals in Angra Pequenna gewesen ist. Beiläufig sei hier bemerkt, daß die von dem Missionär C. S. Habn gegründete Missionskolonie Dthimbinque in Damaraland das erste Stück Land gewesen ist, welches in allen Formen Rechtes in den Besitz von Deutschen überging und wo bei jeder Gelegenheit die preussische resp. deutsche Fahne aufgezogen worden ist. In Or. Namaqualand und Damaraland befanden sich im vorigen Jahre 17 Stationen der Rheinischen Missionsgesellschaft mit ungefähr 4500 Gemeindegliedern. In der Kapkolonie gibt es 10 Stationen mit 9000 Gemeindegliedern.

Landwirthschaftliche Besprechungen und Versammlungen.

Walldirch. Sonntag den 27. d. M., Nachm. 3 Uhr, Besprechung im Badhof zu Unterprechtal.

Lahr. Sonntag den 27. d. M., Nachm. 3 Uhr, im Stubenwirthshaus zu Wittenweier Besprechung über „Hofenbau und Konsumvereine“, eingeleitet durch einen Vortrag des Hrn. Landwirthschafts-Inspeltors Magenau von Offenbura.

Adelsheim. Sonntag den 27. d. M., Nachm. 3 Uhr, im Gasthaus zur Linde Bezirksversammlung. Wahl des 1. Vorstandes; Besprechung mit einleitendem Vortrag des Hrn. Landwirthschafts-Inspeltors Martin von Tauberbischofsheim über: „Der Landwirth und die volkswirthschaftlichen Fragen“.

Literatur.

Es ist jüngst an dieser Stelle des Schriftchens von Kuno Fischer Erwähnung gethan worden: „Das Streben und Grüntherthum in der Literatur“. Eine sachliche Beurtheilung des darin berührten literarischen Streites hätte zur Voraussetzung Kenntnisaufnahme von der behandelten Schrift des Faktors Krause in Hamburg. Daher sei hier noch mitgetheilt, daß diese Schrift im Verlag von Moritz Schauburg in Lahr erschienen ist unter dem Titel: Immanuel Kant wider Kuno Fischer, zum ersten Male mit Hilfe des verlorenen gewesenen Kantischen Hauptwerkes: Vom Uebergang von der Metaphysik zur Physik vertheidigt von A. Krause. Daß das „Hauptwerk“ eines Philosophen wie Kant am Ende des 18. Jahrhunderts sollte verloren gegangen sein, ist allerdings schon auf dem Titel eine starke Zumuthung an den Glauben des Lesers.

Im Verlag von Kiepert und v. Volckwing in Freiburg i. B. ist in 2. Aufl. erschienen: Der Irrthum der Schwerekräftshypothese von Dr. Ernst Rothwiesler. „Ich führe“ — sagt der Verfasser in der Vorrede, „alle große Bewegungen im Weltraum und auf der Erde auf eine einzige Quelle zurück, auf die Achsendrehung, also auf lebendige Bewegung, nicht auf einen starren Zustand. Durch die Ablehnung der Gravitation verlieren jene Worte, die in Westminster am Grabe Newton's stehen, nichts von ihrem eigenen Glanz. Eine Schrift, die mit jahrhundertalten physikalischen Grundvorstellungen aufräumen will, kann unmöglich die Köpfe im Sturm erobern. Es muß vor der Hand genügen, daß sie Viele zum Nachdenken angeregt hat.“

33)

Das Haus Penarvan.

Redigirt von...

Von Julius Sandeau. Deutsch von Julius Voigt.

(Fortsetzung.)

Der Held war verschunden und mit ihm die Liebe Renee's. Sie fuhr fort, ihren Gatten mit einer unermüdeten Sorgfalt zu pflegen; aber in dieser Sorgfalt ohne Leidenschaft, die kalt und gereizt war, wie die Pflicht, zeigte sich bisweilen ohne ihr Wissen ein Schimmer von Mitleid. Der Abbé erfuhr von dem, was vorgefallen war, nichts und konnte bis zur letzten Stunde seines Lebens die Ueberzeugung behalten, daß der junge Marquis ein Muster der Ritterlichkeit gewesen sei. Paul mußte an seiner Wunde sterben, aber auch vor Kummer und vor Traurigkeit; er schleppte sein beklagenswerthes Dasein bis zum Ende des Jahres fort. Nur die Gegenwart des guten Pyrcil konnte ihm einige Erleichterung bei seinen Leiden, einige Zerstreuung bei der Langeweile, welche er fühlte, gewähren. Er mußte, daß er von diesem vortrefflichen Manne aufrichtig geliebt wurde, und auch er hatte, ungeachtet seiner Sonderbarkeiten, eine wahre Zuneigung zu ihm gefaßt. Renee war nur noch mit ihrem Sohne beschäftigt. Auf diesen kleinen Helden, der noch nicht geboren war, hatte sie alle ihre Hoffnungen, ihren ganzen Stolz, ihren ganzen Ehrgeiz übertragen. Er hieß René, wie der Marquis, sein Großvater, und versprach schon im Voraus, alle seine Vorfahren in den Schatten zu stellen. Nicht ein einziges Mal war der Marquis, oder dem Abbé der Gedanke gekommen, das Geschlecht des Kindes in Zweifel zu ziehen: daß das erstgeborene Kind ein Sohn sein mußte, war eine der Traditionen der Familie. Unzweifelhaft war es ein Sohn, der geboren werden

würde. Nachdem er es so oft hatte versichern hören, glaubte auch endlich Paul daran. Wenn man aber die Wahrheit sagen soll, so hatte er nur ein mittelmaßiges Interesse für dieses mit so viel Pomp angekündigte, schon im Voraus dem Heldenhum und dem Ruhm gewidmete Kind. Anstatt eines anmuthigen Kindes mit blondem Köpfchen, das man küssen mußte, sah er nur einen lächerlichen, plumpen kleinen Ritter vor sich.

Die Marquise kam am ersten Tage des ersten Jahres des neuen Jahrhunderts nieder. Während sie mit einem heldenmäßigen Muth die Schmerzen der Entbindung überstand, sah der Marquis seiner letzten Stunde entgegen. Der arme Abbé mußte nicht mehr, solle er weinen, oder sich freuen: abwechselnd ging er von Renee zu Paul und von Paul zu Renee, vom Leben zum Tode und vom Tode zum Leben. Endlich, als der Tag zu Ende ging, stürzte er sich in das Zimmer des in den letzten Zügen Liegenden: in seinen Armen lag er etwas, das in Windeln eingewickelt und mit einem wollenen Shawl umgeben war.

„Nun, Abbé! nun?“ fragte eine Stimme, die mit jeder Minute schwächer wurde.

„Weilen Sie leben, geliebter Sohn, bleiben Sie leben!“ schrie der Abbé, der den Kopf vollständig verloren hatte. „Sie müssen leben bleiben; Sie dürfen nicht sterben: wir haben eine Tochter!“

„Ein Mädchen, Abbé?“

„Ja, mein Sohn; Gott will uns nicht wohl!“

„Gott segnet uns!“ entgegnete Paul, der die süße Last ergriffen hatte und sie an sein Herz drückte. „Ein Mädchen! ein Mädchen!“ rief er in einem Ausbruche der Liebe aus. Dann aber, wie wenn seine Augen, ehe sie sich für immer schlossen, das Schicksal hätten voraussehen können, welches dem armen, kaum zum Leben er-

wachten, kleinen Wesen bestimmt war, das er in den Händen hielt, fügte er plötzlich in Verzweiflung hinzu:

„Oh! Freude und Kummer meiner letzten Stunde! Was wird aus dir werden, mein liebes Kind? Dich hatte man ja nicht erwartet! Wer wird dich lieben? wer dich schützen? wer wird über dir wachen? O lieber, guter Gott! laß mich leben! Du mir dieses Glück schickst, so rufe mich noch nicht ab, sondern laß mich hier bei meinem Kinde! ... bei meinem Kinde! ... Weiß ich dich denn verlassen, nachdem du mir kaum geschenkt worden bist? Ah! das heißt einen zweifachen Tod sterben!“

Als Paul nach einer langen Bewußtlosigkeit wieder zu sich kam, bemerkte er den Abbé, der am Fuße seines Bettes betete; er reichte ihm eine schon erkaltete Hand, zog ihn sanft zu sich und beide umarmten sich in einem letzten Lebewohl.

„Sie werden doch wenigstens während ihres Heranwachsens bei ihr sein und Sie werden ihr von mir erzählen, nicht wahr? Sie werden ihr sagen, wie sehr ich sie geliebt haben würde. Ach, Abbé! ich hätte sie vergöttert! sie wäre die Seele meines Lebens geworden! — Die Marquise hatte bestimmt, daß ihr Sohn, gleich ihr, René heißen sollte. Ich wünschte, daß meine Tochter nach mir genannt werde: Sie werden ihr den Namen Paula geben. Das ist aber noch nicht genug, mein Freund; sie muß auch eine Mutter haben: vertreten Sie die Stelle der Mutter bei ihr!“

Die Sonne stieg an einem heiteren, hellen Himmel auf. Obgleich man sich mitten im Winter befand, so hatte doch Paul verlangt, daß man das Fenster öffne: ein freundlicher Sonnenstrahl stahl sich bis zu seinem Bette hin.

„Wie schön muß es jetzt in La Brigaquiere sein!“ Mit diesen Worten verschied der letzte der Penarvan. (Fortsetzung folgt.)

